

Predigt im Universitätsgottesdienst 2. Advent 2013

Was heißt hier stark, was schwach?

Liebe Gemeinde!

„Recht so.“ Es gibt sie, unter den Menschen: die Unterschiede von stark und schwach. Manche sind körperlich stärker als andere. Sie können schneller laufen, sie können größere Gewichte tragen, sie können, wenn nötig, heftiger zuschlagen. Andere heben sich durch Geschicklichkeit hervor. Sie sind rascher in der Bewegung, graziler im Auftreten, eleganter in ihrer ganzen Erscheinung. Wieder andere erweisen sich als überlegen in ihren geistigen Fähigkeiten. Sie sind begabt in der Auffassung komplizierter Sachverhalte, argumentieren erfolgreicher als andere, bewegen sich in der Musik wie in ihrer eigenen Welt. Und es gibt, immer entsprechend, diejenigen, die von all dem weniger haben.

Woher sie auch immer kommen mögen, diese Unterschiede: sie sind unwidersprechlich da. Und der Versuch hat wenig Sinn, hinter die Ungleichheit zurückgehen und im Namen einer postulierten Gleichheit die Unterschiede nicht wahrhaben zu wollen. Wir werden doch immer mit diesem Gefälle – der eine stark, der andere schwach – umgehen müssen. Denn so wie ein Mensch ist, so erschließt sich ihm die Welt. So, wie seine Stärke oder Schwäche beschaffen ist, in dem Maße erhebt er Anspruch auf sie. Davon läßt sich gar nicht absehen. Darum verlangt ein jedes Individuum das Seine – das, was seinen Fähigkeiten entspricht. Ganz automatisch, sozusagen vorreflexiv. Und empfindet dabei, ganz entsprechend, das Gefühl der Stimmigkeit. Jedem das Seine. Recht so!

Das Gefälle, das sich ergibt, ist markant. Die einen haben mehr als die anderen, weil sie mehr können. Und sie melden auch einen Anspruch darauf an, daß das so sei. Merkwürdig, daß dieser Anspruch nicht nur von den Starken erhoben wird, sondern auch von den Schwachen. Auch sie verlangen, mit dem Ihnen respektiert zu werden. Auch sie sind ja nicht nichts. Auch sie können etwas, erheben ihre Stimme, daß ihr Anteil an der Welt berücksichtigt werde.

Diese Ansprüche, die sich mit der Verfassung von Menschen verbinden, sind allemal Ansprüche der Stärke. Recht ist, worauf jemand ein Anrecht hat. Und darin, daß alle ein Anrecht haben, darin sind sie gleich: die Schwachen wie die Starken.

Wenn aber, so gesehen, alle gleich sind – gebührt dann nicht auch allen das Gleiche? Das wäre doch recht so! Kann man denn, auf die Dauer erfolgreich, die Unterschiede von Starken und Schwachen so befestigen, daß die körperliche, mentale, soziale Differenz sich einfach im Anrecht auf die Welt spiegelt? Wird damit nicht der entscheidende Punkt, daß alle ein Recht haben, verleugnet? Und müßte nicht das Recht, Rechte zu haben, auch auf die Gestaltung der Zugriffsmöglichkeiten auf die Welt Berücksichtigung finden? Eben nicht nur: Jedem das Seine, sondern, mindestens tendenziell: Jedem das Gleiche? Jedem das Seine – dieser Grundsatz geht von der Verschiedenheit der Menschen aus und findet ihn im Anrecht auf Anteil an der Welt wieder. Jedem das Gleiche – diese Maxime nimmt ihren Ausgang beim Rechtsanspruch und dehnt ihn auf die Besitzansprüche aus. Und beides ist plausibel. Die Schwachen wissen, daß die anderen, die stärker sind als sie, von selbst besser dastehen in der Aneignung der gemeinsamen Welt, in der wir leben. Und die Starken wissen, daß sie diesen Erfolg nicht sich selbst allein zu verdanken haben, sondern dem Geschick der Natur, günstigen Umständen ihres Lebens, Zufällen ihrer Geschichte – in gewisser Weise auch der Tatsache, daß es eben Schwächere gibt als sie es sind. Die einen können nicht negieren, daß die Unterschiede ihre Berücksichtigung verlangen; die anderen können nicht leugnen, daß diese Unterschiede nicht allein von Bedeutung sind.

So betrachtet, brauchen die Starken die Schwachen. Sie brauchen sie einmal, um sich von ihnen zu unterscheiden. Und sie brauchen sie auch, um sich ihnen zuzuwenden. Differenzmarkierung und Abstandsverminderung – für beide Bewegungen ist das Gefälle von stark und schwach bedeutsam. Und zugleich brauchen die Schwachen die Starken: Um an ihnen zu sehen, wie sich Anrechte auf die Welt anmelden und durchsetzen lassen. Und um ihnen gegenüber Ansprüche zu erheben auf Beteiligung an der gemeinsamen Welt. Recht so!

Am Grunde der Moldau wandern die Steine
es liegen drei Kaiser begraben in Prag.
Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine.
Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.

Es wechseln die Zeiten. Die riesigen Pläne
der Mächtigen kommen am Ende zum Halt.
Und gehn sie einher auch wie blutige Hähne
Es wechseln die Zeiten, da hilft kein Gewalt.

Hoffnungsvoller und trauriger zugleich als mit diesem Lied Bertolt Brechts kann man das Verhältnis von Starken und Schwachen nicht formulieren. Es gibt eine Dynamik in der Geschichte. Weil die Starken die Schwachen brauchen, um stark, um die Stärkern zu sein,

sind sie von ihnen abhängig, schwächer als sie. Und weil die Schwachen an den Starken ihre wahre Stärke erkennen, werden sie sich gegen sie durchsetzen. Dann sind sie die Stärkeren, und die ihnen gegenüber Schwächeren werden an ihnen und von ihnen lernen, sie ihrerseits zu überwinden: Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine.

Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Und nach dem Tag: die Nacht.

Wer ist hier stark, wer schwach?

[Musik: Am Grunde der Moldau wandern die Steine ...]

Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth (2. Kor. 12, 1-10):

1 Gerühmt muß werden; wenn es auch nichts nützt, so will ich doch kommen auf die Erscheinungen und Offenbarungen des Herrn. 2 Ich kenne einen Menschen in Christus; vor vierzehn Jahren – ist er im Leib gewesen? Ich weiß es nicht; oder ist er außer dem Leib gewesen? Ich weiß es auch nicht; Gott weiß es –, da wurde derselbe entrückt bis in den dritten Himmel. 3 Und ich kenne denselben Menschen – ob er im Leib oder außer dem Leib gewesen ist, weiß ich nicht; Gott weiß es –, 4 der wurde entrückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen kann. 5 Für denselben will ich mich rühmen; für mich selbst aber will ich mich nicht rühmen, außer meiner Schwachheit. 6 Und wenn ich mich rühmen wollte, wäre ich nicht töricht; denn ich würde die Wahrheit sagen. Ich enthalte mich aber dessen, damit nicht jemand mich höher achte, als er an mir sieht oder von mir hört. 7 Und damit ich mich wegen der hohen Offenbarungen nicht überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlagen soll, damit ich mich nicht überhebe. 8 Seinetwegen habe ich dreimal zum Herrn gefleht, daß er von mir weiche. 9 Und er hat zu mir gesagt: **Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.** Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne. 10 Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit, in Mißhandlungen, in Nöten, in Verfolgungen und Ängsten um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.

Auch in der Religion gibt es Starke und Schwache. Paulus hat das am eigenen Leib erfahren. In Korinth war er stark gewesen, sonst wäre die Gemeinde nicht so geworden, wie sie war. Nun wird er als schwach angesehen, weil scheinbar Stärkere aufgetreten sind. Religiös Begabtere, mit Verweis auf eine authentischere religiöse Herkunft, mit dem Anspruch auf neue Maßgeblichkeit. Nun wäre es an dem Schwächeren, an Paulus, die Dialektik wieder umzukehren, sich ihnen gegenüber als der wahrhaft Stärkere zu erweisen. Und zunächst scheint es ja so zu sein, als würde er sich auf dieses Spiel einlassen. „Gerühmt muß werden ...“ – und es folgt ein Verweis auf außergewöhnliche religiöse Erfahrungen. Das scheint rhetorisch geschickt: „ich will mich ja nicht rühmen, aber ...“ – und das ist die Verpackung für besonders gesteigerte Ansprüche, für Stärke im Anschein der Schwäche.

Man muß es Paulus zugute halten, daß er die Vergeblichkeit einer Konkurrenz der Ansprüche durchschaut hat. Sich auf besondere Auszeichnungen auf dem Feld religiöser Erfahrungen zu berufen, hilft nichts. Sie können ja nicht als wirkliche Verdienste gewertet werden. Statt dessen scheint er auf eine noch raffiniertere Variante zu verfallen: Sich der eigenen Schwachheit zu rühmen. Denn für die Beobachter, also die Gemeinde, spricht eine solche Haltung das Bewußtsein an: Der Schwache, der sich seiner Schwäche rühmt, ist eigentlich der Starke. Auch die Verweigerung der Dialektik ist die Bestätigung der Dialektik. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ Wenn das keine dialektische Meisterleistung ist!

So könnte man denken, und so muß es aufs Erste scheinen. Auch in der Religion gibt es Starke und Schwache, und der Kampf zwischen beiden ist so gegenwärtig wie überall.

Scheinbar winzig ist der Unterschied, aber der ist weltumstürzend. „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Was sich als ein Wort Christi selbst für Paulus verdichtet hat, ist nicht weniger als eine neue Definition seiner Lage. Seine Schwäche ist gar nicht zu beschreiben aus dem Verhältnis zu religiös vermeintlich Stärkeren. Seine Schwäche ist grundsätzlich, Merkmal seiner religiösen Position überhaupt. „Meine Kraft ist in *den* Schwachen mächtig.“ Eben nicht nur in Paulus, sondern prinzipiell, in allen. Warum ist das so?

Lied 27, 2-5

Er kommt aus seines Vaters Schoß
und wird ein Kindlein klein,
er liegt dort elend, nackt und bloß
in einem Krippelein,
in einem Krippelein.

Er entäußert sich all seiner G'walt,
wird niedrig und gering
und nimmt an eines Knechts Gestalt,
der Schöpfer aller Ding,
der Schöpfer aller Ding.

Er wechselt mit uns wunderlich:
Fleisch und Blut nimmt er an
und gibt uns in seins Vaters Reich
die klare Gottheit dran,
die klare Gottheit dran.

Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
das mag ein Wechsel sein!

Wie könnt es doch sein freundlicher,
das herze Jesulein,
das herze Jesulein!

Darum ist das so: Weil Gott selbst, der Schöpfer aller Dinge, Knechts Gestalt annimmt. Das weltgeschichtliche Drama des Kampfes von Herr und Knecht wird hier, grundsätzlich und ein- für allemal, entschieden und aufgelöst. Der Herr ist der Knecht; der Knecht ist der Herr. Und eines weiteren Kampfes bedarf es nicht mehr. Er ist von Gott her, er ist unbedingt zu ende gebracht.

Paulus, der Schwache, ist in seiner Schwäche der Starke – dank Christus, der in ihm lebt. Jeder Schwache ist der Starke, in dem Christus lebt. „Meine Kraft ist in den, in allen Schwachen mächtig.“

Winzig ist der Spalt, durch den der Messias in die Welt tritt, sagt Walter Benjamin. Und doch verändert er alles. Es kommt ein Licht in die Welt, das den Kampf um Anerkennung neu beleuchtet, sozusagen von oben her, oder: quer hindurch. Ein Licht, das eine Perspektive eröffnet durch die Kämpfe zwischen Starken und Schwachen hindurch. Sie müssen sich nicht länger aneinander und durcheinander definieren. Sie müssen den Kampf nicht prinzipiell fortsetzen, auch wenn er nicht zur Ruhe gelangt, so weit die Geschichte reicht. Sie können sich – beide! – als Schwache verstehen, in denen schon die Kraft göttlicher Anerkennung gegenwärtig ist. Die darum ihre Schwäche miteinander teilen, sich als gegenseitig Schwache, voneinander Abhängige, verstehen, die ihrer Abhängigkeit in der Welt gemeinsam aufhelfen. Und das ist recht so.

Es gibt sie, unter den Menschen: die Unterschiede von stark und schwach. Sie erzeugen sich immer wieder neu, aus Quellen, die niemals versiegen. Sie müssen bearbeitet werden mit den Mitteln des Rechts. Aber in den Unterschieden, die die Menschen voneinander scheidet, sind sie darin miteinander verbunden, daß für alle das Wort Christi gilt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Was heißt hier stark, was schwach?

Amen.

Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
das mag ein Wechsel sein!

Wie könnt es doch sein freundlicher,
das herze Jesulein,
das herze Jesulein!

Heut schließt er wieder auf die Tür
zum schönen Paradeis;
der Cherub steht nicht mehr dafür.
Gott sei Lob, Ehr und Preis,
Gott sei Lob, Ehr und Preis!

Dietrich Korsch